

Äquivalenz auf Umwegen: Zur Übersetzung von Abtönungspartikeln*

Karsten Rinas

0. Einleitung

Es ist allgemein bekannt, dass dem Begriff der ‚Äquivalenz‘ für die Übersetzungswissenschaft eine wichtige Bedeutung zukommt. Nach Koller (1997: 200) kann überhaupt nur das als Übersetzung angesehen werden, „was bestimmten *Äquivalenzforderungen normativer Art* genügt“. Dies wirft allerdings die Frage auf, in welchem Sinne man überhaupt davon sprechen kann, dass zwei Texte/Sätze/Wendungen/Lexeme etc. ‚äquivalent‘ sind.

In diesem Beitrag soll die Frage diskutiert werden, ob bzw. in welchem Sinne deutsche Abtönungspartikeln (im Folgenden: APn) äquivalent in andere Sprachen übersetzt werden können. Einige Vorschläge für Äquivalenz-Kriterien in Bezug auf diese Frage sollen hier kurz skizziert werden. Besondere Aufmerksamkeit wird aber einem Beitrag von Métrich (1998a) gewidmet, der dieser Diskussion eine interessante Wendung gegeben hat. Dabei soll vor allem gezeigt werden, dass Métrichs Argumentation teilweise der Differenzierung bedarf.

1. Wie kann man Abtönungspartikeln adäquat übersetzen?

1.1 Äquivalenzkriterien

Abtönungspartikeln sind lexikalische Einheiten. Dies muss bei der Bestimmung potenzieller Äquivalenzkriterien berücksichtigt werden, was etwa bei Sternemann et al. (1983: 43) nachdrücklich betont wird: „Die Äquivalenz ist jeweils in Abhängigkeit von der Art des sprachlichen Zeichens zu bestimmen, davon, ob es sich um ein Lexem, eine morphologische Form oder um einen ganzen Satz als Zeichengröße handelt.“ Abtönungspartikeln sind sicher als Lexeme bzw. Wörter zu klassifizieren. Für diese sprachliche Ebene formulieren Sternemann et al. (1983: 47) das folgende – naheliegende und noch recht undifferenzierte – semantische Äquivalenzkriterium: „Zwischen Wörtern kann die Äquivalenz in der Gleichheit zentraler semantischer Komponenten der Lexeme gefunden werden.“ Inwieweit dieses Kriterium einschlägig ist, hängt davon ab, wie man die Bedeutung der APn bestimmt. Hierzu ein Beispiel: Nach herkömmlichem Verständnis drückt die AP *ja* einen Bezug auf das Vorwissen des Hörers aus: Der Sprecher signalisiert mit der Verwendung von *ja*, dass der Sachverhalt dem Hörer bekannt ist. Man könnte nun

* Dieser Beitrag basiert auf Auszügen aus Kap. 2 meiner Dissertation (veröffentlicht als RINAS 2006). Für hilfreiche Kommentare danke ich Marek Nekula.

von einem potenziellen Äquivalent einer anderen Sprache ‚verlangen‘, dass es diesen Umstand ebenfalls signalisiert. Wie aber ist dieses ‚Signalisieren‘ zu deuten? Handelt es sich hierbei um eine Eigenschaft der AP *ja*, die ihrer Bedeutung zugeordnet werden kann? — Es geht also um die Frage, was zur Bedeutung eines Lexems gezählt werden kann/soll und wie diese Bedeutung ermittelt und beschrieben werden kann. Wir werden auf diese Fragen hier nicht eingehen,¹ sondern uns mit der Feststellung begnügen, dass – unter der Voraussetzung, dass die angedeuteten semantisch-pragmatischen Fragen geklärt werden – das semantische Kriterium einschlägig sein kann.

Eine wichtige weitere Differenzierung findet sich bei Coseriu (1972). Coseriu verweist darauf, dass man beim Vergleich zweier Sprachen ‚konstitutionelle‘ und ‚funktionelle‘ Unterschiede feststellen kann, wobei diese aber analytisch auseinanderzuhalten seien (ebd.: 52–54). ‚Konstitutionelle‘ Unterschiede sind Unterschiede „im materiellen Ausdruck“, wenn z.B. eine Funktion in einer Sprache mit Hilfe eines Kasus, in der anderen aber mit Hilfe einer Präposition zum Ausdruck gebracht wird (vgl. etwa tschechisch *autobusem* vs. deutsch *mit dem Bus*). Was Coseriu unter funktionellen Unterschieden versteht, wird nicht ganz klar, doch formuliert er eine Frage, mit deren Hilfe funktionelle Äquivalente einer Sprache ermittelt werden können: „Was wird eigentlich in der Sprache B in einer analogen Situation bzw. in bezug auf den gleichen Sachverhalt gesagt?“ (ebd.: 41f.). Nekula (1996) hat diese Unterscheidung Coserius aufgegriffen und sie im Rahmen der konfrontativen Partikelforschung fruchtbar gemacht. Er interpretiert Coseriu folgendermaßen: „Ausdrücke oder Äußerungen zweier Sprachen sind nach Coseriu dann funktionell äquivalent, wenn sie in derselben Situation für denselben Sachverhalt mit identischer Wirkung angewendet werden. Unter konstitutioneller Äquivalenz versteht er die Identität der Formen, die nicht unbedingt mit derselben Wirkung verbunden werden müssen“ (ebd.: 12, Anm. 38). In Bezug auf APn heißt dies nach Nekula (1996: 12–13) zu „klären, ob die formalen Eigenschaften wie (Un-)Betonbarkeit, Stellung im Satz, Homonymie etc. den deutschen und tschechischen funktionell äquivalenten Ausdrücken (in den funktionell gleichen Äußerungen und Situationen) gemeinsam sind und diese somit auch konstitutionelle Äquivalente darstellen. So sehen wir z.B., daß die funktionell äquivalenten Äußerungen *Sitz ,ruhig!* // *Sed ,klidně!* × *,Sitz ruhig!* // *Klidně ,sed!* offensichtlich auch konstitutionell äquivalent sind, denn die APn sind sowohl im Deutschen als auch im Tschechischen *unbetont*, während die homonymen Adverbien in beiden Sprachen *betont* sind.“ (Hervorhebungen von M.N.)

¹ Eine eingehendere Auseinandersetzung mit diesen konzeptionellen Fragen bietet RINAS (2006: §3.3).

Im Rahmen seiner Untersuchung stellt Nekula die funktionelle Äquivalenz in den Vordergrund (ebd.). So bestimmt er zunächst auf Grund der intralingualen Differenz der Äußerung mit und ohne Partikel, welche pragmatische Wirkung (Funktion) die AP im Kontext der Äußerung hat, vergleicht dann interlingual die Äußerung mit der AP in einer Sprache mit der funktionell (illokutiv und propositionell) äquivalenten Äußerung in der anderen Sprache und geht der Frage nach, ob hier eine AP oder ein anderes Mittel vorliegt, die bzw. das im Kontext der Äußerung dieselbe pragmatische Wirkung (Funktion) hat wie die AP in der ersten Sprache. Das Ausgehen von der Funktion ermöglicht es ihm, auch die Fälle der (lexikalischen) Nulläquivalenz (vgl. hier etwa die deutsche AP *mal* und ihre funktionalen Entsprechungen im Tschechischen und anderen slawischen Sprachen) zu behandeln und teilweise überraschende Äquivalente zu deutschen Partikeln zu finden. Funktionell äquivalente tschechische Äußerungen können die Bedeutung der deutschen Partikeln u.U. „durch markierte Intonation, Betonung, Segmentierung, Stimmfärbung und andere paralinguistische (lautliche oder gestische) Mittel zum Ausdruck“ bringen (ebd.: 153). Besonders interessant ist die Behauptung, dass im Tschechischen anstelle der Partikeln oft Diminutiva die Funktion haben, eine Aufforderung ‚abzuschwächen‘, sie also weniger schroff wirken zu lassen (ebd.: 43f.).² Schließlich diskutiert Nekula auch noch das Kriterium der ‚relationellen‘ Äquivalenz, „mit dessen Hilfe der Frage nachgegangen werden kann, ob die Partikelsysteme im Deutschen und Tschechischen nicht nur funktionell und konstitutionell, sondern auch hinsichtlich ihrer Frequenz und Produktivität (ihrer Stellung im Zentrum oder an der Peripherie des sprachlichen Systems), ihres Repertoires, ihrer Distribution in verschiedenen Satztypen sowie hinsichtlich ihrer sog. Homonymie äquivalent sind.“ (ebd.: 188)

Wie das letzte Zitat zeigt, fasst Nekula (1996) unter dem Begriff der relationellen Äquivalenz Verschiedenes zusammen (vgl. auch ŠTÍCHA 1997: 313). Wichtig scheint hier vor allem der Hinweis auf mögliche Frequenz-Unterschiede zwischen den Ausdrücken der Ausgangs- und der Zielsprache zu sein. Konkreter gesprochen: Wenn man etwa für die AP *ja* (in einem bestimmten Kontext) eine mögliche tschechische Übersetzung vorschlägt, dann wäre es günstig zu überprüfen, ob dieser tschechische Ausdruck mit ungefähr derselben Häufigkeit in tschechischen Originaltexten vorkommt wie *ja* in deutschen. Eine solche Untersuchung ließe sich allerdings nur auf der Grundlage sehr umfangreicher Korpuserhebungen realisieren.

Die bislang genannten Äquivalenzrelationen können als Versuche aufgefasst werden, zu präzisieren, inwiefern zwei Ausdrücke A und B äquivalent sind. Zur Formulierung eines unmittelbar anwendbaren Tests zur Ermittlung einer (wie auch immer gearteten) Äquivalenzrelation gelangt Métrich (1998a:

² Vgl. hierzu ausführlicher NEKULA (2003: 166f. u. 171–177).

195–198). Seine Ausführungen sollen im nächsten Abschnitt diskutiert werden.

1.2 Die Ermittlung von Äquivalenzrelationen

Métrich (1998a) geht von der Frage aus, in welchem Sinne Partikeln überhaupt äquivalent sein können. Als erste Möglichkeit erwägt er Äquivalenz im Sinne von Referenzgleichheit. Diese Möglichkeit verwirft er jedoch, „da bei Synsemantika und ganz besonders bei Partikeln von Referenz keine Rede sein kann“ (ebd.: 195). Als zweite Möglichkeit erwägt Métrich, Funktionsgleichheit als Basis für Äquivalenz anzunehmen und auf dieser Grundlage das Äquivalent folgendermaßen zu definieren: „Zielsprachliches Äquivalent ist das Wort oder auch das nicht-lexikalische Element, das in der zielsprachlichen Äußerung die gleiche – oder immerhin eine sehr ähnliche – Funktion hat wie das ausgangssprachliche Wort in der ausgangssprachlichen Äußerung“ (ebd.: 195). Métrich erläutert nicht, was er unter ‚Funktion‘ versteht, doch dürfte diese Definition wohl etwa der funktionellen Äquivalenz im Sinne von Coseriu (1972)/Nekula (1996) entsprechen.³

Métrich (1998a) räumt ein, dass das Kriterium der Funktionsgleichheit in manchen Fällen bei der Bestimmung von Äquivalenten anwendbar ist, so z.B. bei dem folgenden Beispiel:

- (1) Du bist *aber* groß geworden! / *Qu'est-ce que* tu as grandi!
 „Hier haben *aber* einerseits, *qu'est-ce que* andererseits bei aller morpho-syntaktischen Unterschiedlichkeit die gleiche, oder wenigstens eine sehr ähnliche Funktion, die etwa darin besteht, daß sie der Äußerung, in der sie vorkommen, den illokutiven Wert eines Ausrufs verleihen“ (ebd.: 195).

Daneben nennt Métrich (1998a: 196) aber mehrere „Beispiele, auf die die Definition nicht so richtig passen will“. Drei davon seien hier zusammen mit Métrichs Erläuterungen angeführt:

- (2) Das kleine Zimmer richten wir besser doch als Küche ein.
 La petite chambre, il vaut *finale*ment mieux l'aménager en cuisine.
 „Das hier betonte *doch* signalisiert, daß auch die Gegenposition (nämlich *das kleine Zimmer nicht als Küche einzurichten*) erwogen wurde und daß zwischen beiden Alternativen schließlich die positive gewählt wurde. Das französische *finale*ment hingegen verweist nicht direkt auf die Gegenposition, sondern gibt lediglich an, daß die Entscheidung für das Einrichten des Zimmers als Küche nach längerer Überlegung getroffen wurde. Die Funktion der beiden Partikeln ist also nicht die gleiche, und dennoch kann man sagen, daß es letztendlich auf dasselbe herauskommt: Die durch *doch* signalisierte Gegenposition suggeriert nämlich, daß man sich Zeit zum Überlegen gegönnt hat, und umgekehrt legt die durch *finale*ment vorausgesetzte Überlegung den Schluß nahe, daß auch die Gegenposition erwogen wurde.“ (Ebd.: 196)

³ Im Übrigen hat Métrich sich auch mit Nekulas Beitrag auseinandergesetzt (vgl. MÉTRICH 1998b).

- (3) Ich will Sie *doch* gar nicht verhaften, Albert.
 Mais Albert je n'ai pas la moindre intention de vous arrêter! / *Mais* Albert je ne veux pas vous arrêter! / *Mais* qui a dit que je voulais vous arrêter!
 „Die Partikel *doch* markiert einerseits Evidenz [...], andererseits signalisiert sie auch eine Gegensätzlichkeit (hier zwischen der Meinung des einen und der Intention des anderen). Das französische *mais* behält nur die Gegensätzlichkeit bei und überläßt es der Intonation, die Evidenz zu markieren.“ (Ebd.: 196)
- (4) A: Er hat Schwierigkeiten in Deutsch. B: Is' *ja* auch keine leichte Sprache!
 A: Il a des difficultés en allemand. B: *Faut dire que* c'est pas une langue facile!
 „Die Kombination *ja* auch markiert einerseits die Evidenz des behaupteten Sachverhalts (*ja*), andererseits die Übereinstimmung zwischen diesem Sachverhalt und dem im Vorgängersatz mitgeteilten (*auch*). Die französische Wendung [*il*] *faut dire que* markiert ihrerseits die Relevanz der zweiten Äußerung, so als wollte der Sprecher sagen: Es genügt nicht, das eine zu sagen, man muß auch das zweite sagen; die zweite Äußerung ist in diesem Zusammenhang unerlässlich, will man die erste in das rechte Licht rücken.“ (Ebd.: 197)

Und schließlich gibt es nach Métrich auch Fälle, „bei denen man mit der gegebenen [funktionalen] Definition überhaupt nicht auskommt“ (ebd.: 197). Zwei dieser Fälle seien hier – wiederum mit Métrichs Kommentar – wiedergegeben:

- (5) Ich glaube kaum, daß er das schafft, aber er kann es *ja* versuchen.
 Je ne pense pas qu'il réussisse, mais il peut *toujours* essayer.
 „*Ja* markiert die Möglichkeit als evident (naheliegend, unmittelbar wahrnehmbar), während *toujours* angibt, daß sie trotz der schlechten Aussichten auf Erfolg weiterhin besteht.“ (Ebd.: 197)
- (6) Wozu brauchen Sie ihn *denn*?
 Mais pourquoi avez-vous besoin de lui?
 „Die deutsche Partikel *denn* hat hier (und wohl überhaupt) keine andere Funktion als die Frage explizit in der Situation zu verankern, in der sie entstanden ist und in der sie ihre Rechtfertigung findet. Das französische *mais* spielt jedoch eine ganz andere Rolle, es markiert nämlich, daß die Frage nicht als neutrale Informationsfrage, sondern als Einwand zu verstehen ist. Streng genommen dürfte man hier also auch keine indirekte Äquivalenz ansetzen zwischen *denn* und *mais*, sondern man müßte den Schluß ziehen, daß hier *denn* eben nicht übersetzt, *mais* hingegen einfach hinzugefügt wurde (was dann auch umgekehrt gilt, wenn man vom Französischen ausgeht). Nur: wenn man *denn* in der Frage ausläßt, dann wird sie so neutral, daß man in der Übersetzung auch *mais* wird auslassen müssen (auch wenn dies umgekehrt sicher nicht gilt), so daß beide Wörter doch irgendwie als miteinander verbunden zu betrachten sind, nur daß diese Verbindung eben nicht über die Funktion geht.“ (Ebd.: 198)

Métrich konstatiert:

Funktionsgleichheit ist eine zu enge Basis für Äquivalenz im Bereich der Partikeln. Wir stehen vielmehr vor einem Kontinuum zwischen zwei weit auseinanderliegenden Polen: am einen Funktionsgleichheit, am anderen Entsprechungen, die funktional nichts mehr oder nur auf ‚krummen Wegen‘ miteinander zu tun haben. [...] Ich glaube, jeder Versuch, den Begriff Äquivalenz (auf Partikeln bezogen) eng zu fassen, kann nur dazu führen, daß man nach und

nach jeder zunächst intuitiv erfaßten Entsprechung die Äquivalenz dann doch absprechen muß, was letzten Endes sowohl in lexikographischer als auch in didaktischer Hinsicht nur in eine Sackgasse führen kann. (Ebd.: 198)

Daher plädiert Métrich für die folgende „breite Definition des Äquivalents“ (ebd.):

- (7) „Äquivalent in der zielsprachlichen Äußerung ist die lexikalische oder nicht-lexikalische Einheit, die man auslassen müßte, wenn in der Ausgangssprachlichen Äußerung die Partikel ausgelassen würde.“

Dieser Test erinnert an den in der Partikelforschung häufig angewendeten Deletionstest, bei dem partikelhaltige Sätze mit ihren partikelfreien ‚Varianten‘ verglichen werden und der Unterschied, der zwischen diesen beiden Sätzen besteht, dem Einfluss dieser Partikel zugeschrieben wird.⁴ Im Unterschied zum herkömmlichen Deletionstest sollen bei Métrichs Testverfahren aber partikelhaltige und partikellose Sätze zweier Sprachen miteinander konfrontiert werden. Man könnte dieses Kriterium als ‚Spuren-Kriterium‘ bezeichnen, da es hierbei letztlich um folgende Frage geht: Hinterlässt die Partikel des Ausgangstextes lexikalische oder nicht-lexikalische ‚Spuren‘ in der Übersetzung?

Meines Erachtens ist dieses von Métrich vorgeschlagene Äquivalenz-Kriterium in heuristischer Hinsicht ausgesprochen nützlich. Es berücksichtigt die schon häufiger formulierte Beobachtung, dass APn eben oft nicht durch APn übersetzt werden, sondern in den Übersetzungen ‚an anderer Stelle‘ – etwa in der Intonation – ihre Spuren hinterlassen.⁵ Métrichs Kriterium (7) ist somit wertvoll, die Argumente, die ihn zu seiner Formulierung führen, sind allerdings keineswegs überzeugend. Dennoch sind sie anregend und sollen daher im Folgenden etwas eingehender diskutiert werden.

Beginnen wir mit Métrichs Zurückweisung des semantischen Kriteriums der Referenzgleichheit. Diese Ablehnung ist zwar durchaus nachvollziehbar, doch verwundert es, dass Métrich nicht die Möglichkeit einer Bedeutung reflektiert, die nicht referenzsemantisch erfasst wird (vgl. 1.1).

Vor allem Métrichs Kritik an der funktionalen Äquivalenz vermag nicht zu überzeugen, denn sie krankt daran, dass seine Auffassung der Funktion unexpliziert bleibt. Was hier mit Funktion gemeint sein kann, lässt sich nur ansatzweise aus einigen der oben zitierten Ausführungen Métrichs erschließen. So haben Métrich zufolge *aber* und *qu'est-ce que* in Beispiel (1) die Funktion, „der Äußerung [...] den illokutiven Wert eines Ausrufs [zu] verleihen“, sind also Illokutionsmarker. Die Funktion von *doch* in (2) besteht darin, zu ‚signalisieren‘, „daß auch die Gegenposition [...] erwogen wurde und daß zwischen

⁴ Zum Deletionstest vgl. etwa BASTERT (1985: 51f.).

⁵ Solche ‚Auswirkungen an anderer Stelle‘ bezeichnet Jäger (1976: 52f.) als ‚Kompensationen‘.

beiden Alternativen schließlich die positive gewählt wurde“, wobei Métrich offen lässt, wie dieses ‚Signalisieren‘ zu deuten ist. Und die Partikel *denn* in (6) hat die Funktion, „die Frage explizit in der Situation zu verankern, in der sie entstanden ist“. — Wie diese Funktionsbeschreibungen auf einen Nenner zu bringen sind bzw. was hier überhaupt unter Funktion zu verstehen ist, bleibt weitgehend unklar. Solange dies nicht geklärt ist, kann man aber auch nicht wie Métrich behaupten, dass es etwa in Beispiel (6) zwischen *denn* und *mais* keine funktionalen Gemeinsamkeiten gibt. Meines Erachtens lässt sich gerade an den ‚problematischen‘ Beispielen Métrichs zeigen, dass auch hier durchaus wichtige Gemeinsamkeiten zwischen dem Ausgangstext und der Übersetzung bestehen, Gemeinsamkeiten, die sich als spezifische Äquivalenz-Typen deuten lassen. Insofern können auch die von Métrich konstatierten ‚krummen Wege‘ durchaus systematisch erfasst werden. Dies soll im Folgenden demonstriert werden.

Beginnen wir mit dem von Métrich als eher unproblematisch eingestuften Beispiel (1): Hier konstatiert Métrich selbst eine weitgehende Funktionsgleichheit, die man – unter Bezug auf die oben erarbeiteten Kriterien – der stilistisch-konnotativen Äquivalenz zuordnen könnte. Noch treffender wäre es wohl, hier von einer ‚illokutiven Äquivalenz‘ zu sprechen.

Für das von Métrich als problematischer eingestufte Beispiel (2) ließe sich ein spiegelbildliches Verhältnis zwischen der wörtlichen Bedeutung der verwendeten Ausdrücke und dem, was sie ‚signalisieren‘, konstatieren. Man könnte dieses ‚Signalisieren‘ als (konventionelle) Implikatur⁶ deuten. Damit ergibt sich für das Beispiel folgende Konstellation:

	wörtliche Bedeutung ⁷	→	Implikatur
<i>doch</i>	‚Erwägung der Gegenposition‘	→	‚Bedenkzeit‘
<i>finalement</i>	‚Bedenkzeit‘	→	‚Erwägung der Gegenposition‘

Betrachtet man die wörtliche Bedeutung und die Implikatur als Gesamtheit, dann sind auch hier die beiden Ausdrücke letztlich äquivalent.

Bei dem Beispiel (3) ist gar nicht einzusehen, warum es problematisch sein soll. Auch wenn in dem französischen Satz die Evidenz ‚nur‘ durch intonatorische Mittel signalisiert werden kann, so zeigt dies eben doch, dass ein sprachliches Mittel hierfür zur Verfügung steht. Kurzum: Was hier im Deutschen rein lexikalisch gelöst wird, wird im Französischen ‚arbeitsteilig‘ durch lexikalische und intonatorische Mittel wiedergegeben.

Interessant ist das Beispiel (4). Laut Métrich wird hier durch *ja* „die Evidenz des behaupteten Sachverhalts“ markiert, durch *auch* hingegen „die

⁶ Zu Implikaturen vgl. etwa GREWENDORF/HAMM/STERNEFELD (1989: 401–412).

⁷ Genauer müsste es heißen: „Elemente der wörtlichen Bedeutung“, denn eine Beschreibung wie ‚Erwägung der Gegenposition‘ reicht sicher nicht aus, um die Bedeutung von *doch* vollständig zu erfassen.

Übereinstimmung zwischen diesem Sachverhalt und dem im Vorgängersatz mitgeteilten“. Métrich spricht hier von der „Kombination *ja auch*“. Solche – mehr oder weniger idiomatisierten – Kombinationen hat Thurmair (1989) eingehender untersucht; über die Kombination *ja auch* schreibt sie, dass „*auch* signalisiert, daß der dort geäußerte Sachverhalt für ihn [den Sprecher] durchaus erwartbar war [...]; die Äußerung, in der *auch* steht, liefert dafür die Begründung oder Erklärung, und durch *ja* wird diese Erklärung als auch für den Hörer bekannt markiert“ (ebd.: 209). Die Bedeutung von *auch* wird hier also etwas anders – und meines Erachtens plausibler – gedeutet als bei Métrich. Man könnte Thurmairs Deutung auch folgendermaßen paraphrasieren: Der zuvor geäußerte Sachverhalt war erwartbar angesichts eines anderen Umstandes, und gerade dieser Umstand wird durch den Satz, der *auch* enthält, benannt. Ein funktionell äquivalentes Idiom hierzu wäre die folgende deutsche Wendung:⁸

(8) *Das ist auch kein Wunder*: Deutsch ist keine leichte Sprache.

Hier referiert *das* auf die vorangegangene Feststellung (F); und die Wendung selbst (oder der Doppelpunkt oder die Intonation) leitet die Information ein, vor deren Hintergrund F keine Überraschung darstellt. Diese ‚Hintergrundinformation‘ ist natürlich wichtig für die Gesamtaussage, denn sie erklärt, warum F erwartbar war. Und damit ergibt sich eine funktionelle Verbindung zur französischen Wendung *il faut dire que*, welche Métrich zufolge besagt: „Die zweite Äußerung ist in diesem Zusammenhang unerlässlich, will man die erste in das rechte Licht rücken.“ Dies bringen auch die deutschen Wendungen *ja auch* und *das ist auch kein Wunder* zum Ausdruck; allerdings sind diese ‚semantisch reicher‘, insofern sie auch den Aspekt der Erwartbarkeit lexikalisieren. Grundsätzlich ist der Pfad von *ja auch* zu *il faut dire que* also keineswegs besonders krumm: Eine semantisch komplexe Wendung ist durch eine weniger komplexe ‚hyponyme‘ Wendung übersetzt worden.

Am Rande sei hier die Frage gestellt, ob die von Métrich und Thurmair vorgebrachte Deutung von *ja* in dieser Wendung wirklich überzeugend ist: Wird durch *ja* wirklich signalisiert, dass der diese AP enthaltene Satz auf einen evidenten oder bekannten Sachverhalt referiert, oder wird nicht vielmehr der gesamte Begründungszusammenhang als evident markiert?⁹

Kommen wir zur Analyse von Beispiel (5). Hier darf bezweifelt werden, dass Métrichs Interpretation von *toujours* besonders glücklich ist. Das französisch-deutsche Lexikon LANGE-KOWAL/WEYMUTH (1989:494) gibt für

⁸ Vergleichbare Wendungen nennt auch Helbig (1994: 88).

⁹ Letztlich geht es hierbei um die Frage, ob *ja* und *auch* sich in der Kombination in gleicher Weise auf die Äußerung beziehen oder ob es zwischen diesen beiden APn Skopusunterschiede gibt. Vgl. hierzu RINAS (2006: Kap. 7).

toujours neben der Grundbedeutung „immer“ u.a. auch „doch wenigstens“ an. Dies legt die Vermutung nahe, dies als nächstes Äquivalent zu dieser Verwendung von *toujours* anzusetzen. Alternativ ließe sich auch das deutsche *immerhin* als Äquivalent bestimmen, das nach Helbig (1994:163f.) als Abtönungspartikel anzusehen ist und die Bewertung eines Sachverhalts als Erfüllung einer minimalen Erwartung und Nichterfüllung einer maximalen Erwartung (‚besser als gar nichts‘) zum Ausdruck bringt. Und so dürfte wohl auch *toujours* in diesem Kontext zu interpretieren sein. Die AP *immerhin* tritt auch in Verbindung mit *ja* auf; der deutsche Satz in (5) könnte also auch folgendermaßen abgewandelt werden:

(9) Ich glaube kaum, daß er das schafft, aber er kann es (*ja immerhin*) versuchen.

Schon der Umstand, dass *ja* mit *immerhin* kombiniert werden kann,¹⁰ lässt darauf schließen, dass die beiden APn eine unterschiedliche Funktion haben. *Ja* scheint hier lediglich als Evidenz-Marker zu fungieren.

Eine direkte Verbindung von *ja* zu *toujours* scheint sich in semantischer Hinsicht in der Tat nicht rekonstruieren zu lassen. Eine Verbindung besteht nur insofern, als beide in Äußerungen vorkommen, die die Einräumung einer Möglichkeit darstellen. Dies reicht aber m.E. nicht aus, *toujours* in Beispiel (5) als Übersetzung von *ja* anzusehen. Dies folgt auch und gerade aus Métrichs oben zitierter ‚breiter Definition des Äquivalents‘, denn *toujours* ist hier keineswegs eine Einheit, „die man auslassen müßte, wenn in der Ausgangssprachlichen Äußerung die Partikel ausgelassen würde.“ Dies illustrieren die folgenden Daten:

(10) ...aber er kann es *immerhin* versuchen.

(11) ...aber er kann es *ja* versuchen.

(12) ...aber er kann es versuchen.

Meines Erachtens kann der französische Satz mit *toujours* in (5) nur als direkte Übersetzung von (10) interpretiert werden. Wenn (11) (=5) oder (12) der Ausgangssatz ist, handelt es sich hingegen um eine sehr freie Übersetzung, wobei sie in beiden Fällen gleich frei ist. Mit anderen Worten: Die Verwendung von *toujours* wird hier nicht durch die Präsenz von *ja* lizenziert, denn auch die *ja*-lose Variante (12) legitimiert dessen Verwendung in gleichem Maße. Métrich ist also darin zuzustimmen, dass der Weg, der zur Verwendung von *toujours* in der französischen Übersetzung führt, recht ‚krumm‘ ist. Allerdings kann hier auch gar nicht von einer Äquivalenzrelation gesprochen werden. Es scheint also, dass Métrich hier sein eigenes Kriterium nicht in ausreichendem Maße berücksichtigt.

Es bleibt noch das Beispiel (6) zu diskutieren. Hier steht in dem deutschen Entscheidungsfragesatz die Partikel *denn*; nach Helbig (1994:107) wäre die-

¹⁰ In THURMAIR (1989) wird diese Verbindung allerdings nicht behandelt.

se als die AP *denn*₃ zu analysieren, für welche gilt: „motiviert die Frage aus der Situation (meist in Fortsetzung eines Gesprächs), ist konversationsbezogen und rückwärtskonnectierend (reaktiv) (vgl. *denn*₁)“. Und in dem Passus zu *denn*₁ heißt es: „kennzeichnet eine Einstellung des Sprechers, daß etwas in Frage steht, was er eigentlich als gegeben (oder nicht gegeben) vorausgesetzt hat; damit wird Erstaunen (und Überraschung) ausgedrückt, zugleich meist konversationsbezogen auf Vorausgehendes rückwärtskonnectierend Bezug genommen (kausal-logischer Zusammenhang mit vorhergehender Äußerung wird von Gesprächspartnern mitverstanden)“ (ebd.: 105f.). Und wenn Métrich in Bezug auf *mais* feststellt, dass es markiert, „daß die Frage nicht als neutrale Informationsfrage, sondern als Einwand zu verstehen ist“, dann ist damit natürlich auch eine rückwärtskonnectierende Funktion erfasst. Insofern lässt sich – entgegen Métrichs Behauptungen – durchaus eine gemeinsame funktionale Basis für *denn* und *mais* bestimmen, die man als ‚gemeinsame sprechaktkonnective Funktion‘ bezeichnen könnte. Natürlich ist diese Gemeinsamkeit recht allgemeiner Natur, doch kann sie u.U. eine Übersetzung wie die in (6) rechtfertigen: Wenn eine ‚replizierende‘ *denn*-Frage adversativ interpretiert werden kann, kann im Französischen das ‚replizierende‘ *mais* verwendet werden.

Fassen wir zusammen: Das von Métrich formulierte ‚Spuren-Kriterium‘ (7) ist ein sehr nützliches Hilfsmittel, um (Teil-)Äquivalenzrelationen zwischen Ausgangs- und Zieltext zu rekonstruieren. Durch dieses Kriterium werden aber die bisherigen Versuche, Äquivalenzrelationen zu definieren und zu klassifizieren, keineswegs obsolet. Auch und gerade die funktional ausgerichteten Äquivalenz-Definitionen sind – entgegen Métrichs Behauptung – mit der Einführung von (7) keineswegs hinfällig geworden. Vielmehr erlaubt es das Kriterium (7), in authentischen Übersetzungen vorkommende Äquivalenz-Beziehungen zu ermitteln und diese in funktionaler Hinsicht zu analysieren.

2. Schluss

Die Diskussion von Métrichs Beispielen hat gezeigt, dass die von Koller, Sternemann, Coseriu, Nekula und anderen erarbeitete Liste der möglichen funktionalen (Teil-)Äquivalenzen keineswegs erschöpfend ist, denn schon bei diesen wenigen Beispielen sind wir auf Konstellationen gestoßen, die von den genannten Autoren nicht oder jedenfalls nicht in differenzierter Weise berücksichtigt werden, so etwa die ‚illokutive Äquivalenz‘ (Beispiel (1)), das reziproke Verhältnis von wörtlicher Bedeutung und Implikatur (Beispiel (2)) oder die ‚gemeinsame sprechaktkonnective Funktion‘ (Beispiel (6)). Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit kann davon ausgegangen werden, dass auch hiermit noch nicht alle relevanten Konstellationen erfasst sind. Die Ermittlung und differenziertere Beschreibung weiterer Äquivalenzrelationen kann aber wohl nur im Rahmen der Analyse konkreter Übersetzungsbeispiele

erfolgen; und hierbei dürfte sich Métrichs Kriterium (7) als sehr hilfreich erweisen.¹¹

Literatur:

BASTERT, Ulrike (1985): *Modalpartikel und Lexikographie. Eine exemplarische Studie zur Darstellbarkeit von doch im einsprachigen Wörterbuch*. Tübingen: Niemeyer.

COSERIU, Eugenio (1972): Über Leistung und Grenzen der kontrastiven Grammatik. – In: Gerhard Nickel (Hg.): *Reader zur kontrastiven Linguistik*. Frankfurt/M.: Athenäum, 39–58.

GREWENDORF, Günther/HAMM, Fritz/STERNEFELD, Wolfgang (³1989): *Sprachliches Wissen*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

HELBIG, Gerhard (³1994): *Lexikon deutscher Partikeln*. Leipzig etc.: Langenscheidt.

JÄGER, Gert (1976): Zum Problem von ‚Lücken‘ und ‚Umschreibung‘ bei der Translation. – In: Ernst Eichler et al. (Hgg.), *Beiträge zur konfrontierenden Sprachwissenschaft*. Halle: Niemeyer, 42–57.

KOLLER, Werner (⁵1997): *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*. Wiesbaden: Quelle & Meyer.

LANGE-KOWAL, Ernst Erwin & Eduard WEYMUTH (¹⁷1989): *Langenscheidts Taschenwörterbuch Französisch*. Berlin usw.: Langenscheidt.

MÉTRICH, René (1998a): Wie übersetzt man eigentlich Partikeln? – In: Wolfgang Börner, Klaus Vogel (Hgg.) *Kontrast und Äquivalenz. Beiträge zur Sprachvergleich und Übersetzung*. Tübingen: Narr. (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 442), 194–207.

MÉTRICH, René (1998b): [Rezension] Marek Nekula: *System der Partikeln im Deutschen und Tschechischen. Unter besonderer Berücksichtigung der Abtönungspartikeln*. Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten 355) 1996, 220 S. – In: *Nouveaux Cahiers d'Allemand* 16, Nr. 3, 34.

NEKULA, Marek (1996): *System der Partikeln im Deutschen und Tschechischen*. Tübingen: Niemeyer.

NEKULA, Marek (2003): System und Funktionen der Diminutive. Kontrastiver Vergleich des Deutschen und Tschechischen. – In: *brücken – Germanistisches Jahrbuch Tschechien – Slowakei* 2003, 145–188.

¹¹ Eine Anwendung des Métrichschen Kriteriums auf authentische deutsch-tschechische Übersetzungsbeispiele wird in RINAS (2006: Kap. 9) versucht.

RINAS, Karsten (2006): *Die Abtönungspartikeln doch und ja. Semantik, Idiomatisierung, Kombinationen, tschechische Äquivalente*. Frankfurt/Main etc.: Peter Lang.

STERNEMANN, Reinhard et al. (1983): *Einführung in die konfrontative Linguistik*. Leipzig: VEB Enzyklopädie.

ŠTÍCHA, František (1997) [Rezension]: Marek Nekula: *System der Partikeln im Deutschen und Tschechischen*. Niemeyer: Tübingen 1996. – In: *Slovo a slovesnost* 58, 312–314.

THURMAIR, Maria (1989): *Modalpartikeln und ihre Kombinationen*. Tübingen: Niemeyer.

Abtönungspartikeln, das Mittelfeld und die Wackernagelposition

Karsten Rinas

0. Einleitung

In diesem Beitrag soll eine Hypothese von Werner Abraham diskutiert werden, der zufolge Abtönungspartikeln (im Folgenden: APn) nur in solchen Sprachen vorkommen, die über die syntaktische Position des Mittelfeldes verfügen. Es wird gezeigt, dass sich diese Hypothese angesichts der Verhältnisse im Tschechischen nicht aufrecht erhalten lässt. Im Anschluss daran wird die Frage diskutiert, wie ein geeignetes tertium comparationis für den Vergleich des syntaktischen Verhaltens deutscher und tschechischer Abtönungspartikeln aussehen müsste.

1. Abtönungspartikeln und das Mittelfeld

Werner Abraham hat sich in mehreren Beiträgen recht kritisch über den Stand der germanistischen Partikelforschung geäußert. Unter anderem hat er dieser Forschungsrichtung den Vorwurf gemacht, sich zu einseitig auf pragmatisch-semantische Fragen zu konzentrieren und syntaktische Aspekte zu vernachlässigen. Hiermit hängt der Vorwurf zusammen, dass die Partikelforschung nicht die Ergebnisse der modernen Syntaxforschung reflektiere. Wir wollen diese Behauptungen hier nicht weiter diskutieren.¹ Für den vorliegenden Beitrag relevant ist hingegen die folgende Bemerkung Abrahams über die Partikelforschung:

This type of research is exclusively German-based. It plays no role in English linguistics or that of any Romance language, except where the phenomena in German have been contrasted with their non- or near-MP² equivalents in those other languages. (ABRAHAM 1991a: 103)

Dieser Feststellung wird man weitgehend zustimmen können. Es drängt sich somit die Frage auf, was der Grund für diese ‚Deutsch-Basiertheit‘ ist. Eine naheliegende Antwort wäre, dass die APn eben gerade im Deutschen ungewöhnlich zahlreich vertreten und zudem sehr frequent seien, eine Antwort, die sich bereits bei Weydt (1969: Kap. I) findet. Abraham gibt sich aber hiermit nicht zufrieden, sondern sucht nach einem ‚tieferen Grund‘:

The reason that no other language in central Europe (the Slavic languages to be disregarded, at the moment) has such a distinct MP category has been traced to the simultaneous existence of both V-second a V-final as structural sentential positions (creating the ‚middle field‘ [...]) (ebd.)

¹ Vgl. hierzu RINAS (2006: §7.1)

² MP steht für ‚modal particle‘ (Modalpartikel), ein Ausdruck der von Abraham – und vielen anderen Linguisten – als alternativer Terminus für ‚Abtönungspartikel‘ verwendet wird.